

Die Führerinnen.

Bremd und fern wie eine Vision steigt bei manchen Versammlungsfällen, in die einen heute ein Wahlaufbruch lockt, ein Alles Bild auf: junge Mädchen in hellen, duftigen Kleidern, kommen mit roten Bäckchen und glänzenden Augen und warten hoffend, gewähnt zu werden zu Lang und Scherz und Fröhlichkeit. Ihre Wähler waren freilich nur die Herren der Schöpfung und wenn auch Mutter, Lante oder Schwester noch so bewundernd ihrem Liebling Haar und Wangen streicheln. „Du mußt ja heute noch die Schönste sein!“ — die Wahl, wer Königin, wer Brauerblümchen werden soll, war einzig in der Männer Hand gelegt.

Wir treten in dieselben Säle; die gleichen sind es und doch wieder nicht. Wo blüht das Licht, der Frohheit, der sie einst erfüllte? Nicht ungehörmlich allein, auch bitter fast nimmt uns danach ein so eintritt heimlich warmer Saal jetzt auf.

Wohl geht es wiederum um eine Wahl. Doch ernst und schwer ist unsere Zeit geworden, jetzt geht es nicht um Wahl zu Scherz und Lang. Die Frauen, die endlos ihre politische Gleichberechtigung erlangt haben, können nicht mehr nur Liebeskämpfe und Schönheit für sich sprechen lassen, sie müssen nun im Kampf für ihre Partei ihr ganzes Selbst einbringen. Nicht mehr die jüngsten Frauen können darum heute Werberinnen sein, um Männer und Frauen zu gewinnen. Die Frauen haben das Wort in der Wählerversammlung bekommen, sie treten als Kandidatinnen vor ihre Wähler. Mitunter lassen sie es uns entgehen, daß man sie so lange darauf warten ließ, und — weil schon einmal die lautesten die ersten sein müssen (damit wir sie auch wieder los werden!), wollen wir zuerst mit denen beginnen, die scheinbar am längsten gewartet haben, so daß sie am ungebildigsten wurden, gehört zu werden.

Da sind vor allem die sozialdemokratischen Frauen, die sich rühmen, sie allein hätten den Frauen nicht als Beschäftigung, sondern als wohlverdienten Recht den Einfluß auf die Politik errungen. Haben sie wirklich so schwer gekämpft, so scheinen sie mir jetzt sich denn doch ein wenig zu viel auf den Lorbeer der andern niederzulassen. Noch mehr als viele ihrer männlichen Kollegen halten sie sich nicht nur allein an Schlagworte, sondern sie treiben vor allem eine geradezu jüdische Ausbeutungspolitik mit den Schamerzen und Opfern des Krieges. Da sind z. B. als zwei markante Werberinnen die Adelheid Poppy und Therese Schlegelinger zu nennen; die eine die „Frau aus dem Volk“, die andere der Typus der jüdischen Intellektuellen. Das Talent der Auffassungs- und Wandlungsfähigkeit kann man ihnen allerdings nicht absprechen; je nachdem sie zu trennen verstehen —, ob gerade Angestellte, Eisenbahnbeamte ihren Ausführungen lauschen, immer verstehen sie es, sich als die mitfühlenden Seelen, als die all ihre Sorgen begreifenden

benutzen Vertreterinnen ihrer gerechten Forderungen aufzuspielen und ihre Partei als diejenige hinstellen, die, ungeschuldig am Krieg, die einzige sei, welche jetzt auch nur das Recht hat, all die Verprechungen in den Mund zu nehmen, mit denen die bürgerlichen Parteien auf ihren Plakaten prunken. Jedem wollen sie in Aussicht stellen, daß seine Klasse nur unter ihrer Regide endlich zu ihrem Recht gelangen kann. Wer kann einer Frau wie Adelheid Poppy, ohne ihr Hausverhand und Mutterwitz absprechen zu wollen, die theoretische und sachliche Kenntnis abtrotzen, die sie besitzen müßte, um über Kapitel wie die Sozialisierung großer Betriebe — Fragen, deren Lösung selbst die größten sozialistischen Rationalisatoren, weil sie zu keiner Einigung kommen können, immer wieder hinauschieben müssen — auch nur vernünftig mitzureden, geschweige denn zu urteilen? Mit ein paar Schlagworten gleitet sie über Grundfragen der Wirtschaftspolitik hinweg und läßt der leicht entflammten Menge Zustände, die sonst höchstens Kommunitätsführer als in Wälde erreichbare hinstellen, in greifbarer Nähe erscheinen. Es können ja nur blühtartige Bilder sein, da ja bereits der Wagen draußen wartet, der Frau Poppy mit ihrer Weltanschauung zu anderen gebulbigen Zuhörern bringen soll. Das Aushalten haben diese ja bei ihrer „rationierten“ Zeit nicht so schwer, wie bei „Genossin“ Schlegelinger, die ihr Publikum zwingt, ihr bis in die tiefsten Schächte ihrer eigenen Erkenntnis zu folgen. Sie erinnert nicht wenig an die Art der alten Ehen, welche, wenn sie von Rudolf von Habsburg erzählten, bis auf Adams Zeiten zurückgehen müssen, um es ja recht anschaulich und gründlich zu machen. Am meisten vergrüßt sie sich in die plastische Schilderung aller Leiden, die uns der Krieg gebracht hat, den sie und ihre Genossen natürlich alle bor- ausgelegt haben und dessen Wunden nur sie zu lindern und heilen berufen wären. Als ob bei allen anderen Parteien keiner ein Herz gehabt hätte und keiner den Willen zum Gutmachen mitbrächte. Es scheint überhaupt charakteristisch für die jüdische Zubringlichkeit zu sein, nicht nur aus unseren Kulturen und Wirtschaftskräften, sondern sogar noch aus den Schamerzen unseres Volkes Kapital zu schlagen. Wie sie die Parasiten unserer Wirtschaft sind, so sind sie auch noch Parasiten unserer Gefühle; man könnte sie geradezu „Schmerzparasiten“ nennen! Ein noch ungebildiger Zuhörer als wir selbst macht seinem Gefühl in den Worten Luft: „Sollt sie denn noch nicht auf, die jüdische Schnatter?“

Wir sind höflicher und verlassen, ohne die Ruhe zu stören, den Saal, um, kaum dieser Saal erlangt, die marktschreierischen Anpreisungen der Bürgerlich-Deinokratischen Partei über uns ergehen lassen zu müssen. Aus einem Auto flattern Wahlauftritte und Stimmzettel und Programme in allen Größen und Farben, aus den Auslagen grüßen uns Protrats der Wahlwerber und Wahlwerberinnen. Wer ist die holde Frau, die uns hier ihre einjüngige Jugendfröhenheit bewundern läßt? Wer weiß etwas? Die Antwort gibt uns ein

Plakat, bei dessen Abfassung wahrlich nicht Verschwendung und Schwelgerei gewalter geandert sind? Wer ist Helene Kranich? Brauchen wir sie noch zu hören? Alle ihre Verdienste leuchten uns ja ohnedies tausendmal am Tag von allen Seiten und Enden entgegen. Und ihre Mitkämpferinnen begrüßen uns schon am ersten Wochentag frühmorgens aus dem „Schreier“-Organ. So lernen wir die greise Patriarchin der Frauenbewegung, Frau Henriette Kerafeldt, und Frau Oly Schwara und noch manchen andere, die sich nicht nur vom „Morgen“-Keflake machen lassen, sondern noch gegenseitig in der „Frau“ anheimeln, noch ehe wir sie beim Mederzeitlich sehen, genügend kennen. Und zum Ueberflus geben sie außer ihrem Porträt in Wort und Bild auch noch dem Graphologen, den sie etwa „interessieren, Stoff zum Studieren mit markigen Sprüchen, als der Quintessenz ihrer Weltverbesserungsanschauungen.

Während diesen Parteien all dieser Samtan nötig erscheint, um ihre Kandidatinnen den Wählern als Führerinnen begehrenswert zu machen, verächtlich die christlich-sozialen Frauen am Mederzeitlich, im Bewußtsein ihrer Würde, auf Keflake und geschmacklose Agitation. Aber nicht zu Frieden mit ihrer wahrhaft vornehmen und selbstbewußten Haltung, die sich der Oeffentlichkeit nicht aufdrängt, will man ihnen nicht einmal das Recht lassen, vor jenen zu sprechen, die ihren Wert auch ohne Gewaltmittel der Selbstverherrlichung durch Plakate und Bilder anerkennen und schätzen. Persönlichkeiten, wie Frau Dr. Burjan und Dr. Anna Seif, sind mit Recht christlichen Frauen seit langem Gegenstand der Verehrung und des Vertrauens. In wirtschaftlichen und Berufsfragen haben viele christliche Mädchen und Frauen bei ihnen Rat und Beratung gesucht und gefunden, ohne daß sie, die Helferinnen, ihre Verdienste plakatieren haben. Ohne rhetorisches Pathos und theatralische Gebärden und Wachsen sprechend, sobald sie als Mederzeitlich auftreten, müssen sie (wenn nicht, wie es in jüngster Zeit immer häufiger geschieht, Kolgarbisten ohne Achtung vor der im neuen Staate gewähltesten, Berammlungsfeierlichkeit die Sitzungen demonstrativ stören), mit ihrem sittlichen Ernst und ihrer ruhigen Sachlichkeit überzeugender wirken, als alle die früher genannten Frauen. Nicht nur die Wahlwerberinnen, sondern auch die im engeren Kreis für die christlich-sozialen Partei arbeitenden Frauen, wie besonders Frauen Kertzen mit ihrem so sympathischen Organ und ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, mühten hier, rühmend hervor gehoben werden. Da es jedoch nicht im Geiste dieser Kandidatinnen und Führerinnen wäre, ihre Verdienste der Oeffentlichkeit anzupreisen, so können wir ihnen nur an dieser Stelle ein schlichtes Wort der dankbaren Anerkennung für ihr unermüdetes Wirken im Dienste der guten Sache widmen. Ihre Art ist die der heutzutage Frau vorbildliche: schlicht und treu einer Sache zu dienen, ohne Anspruch auf Ruhm und Lohn.